

Jens Schröter / Mehr als 50 Übersetzerinnen und Übersetzer haben daran gearbeitet, die Bibel in eine Sprache zu bringen, die geschlechtergerecht ist, ohne antijüdische Formulierungen auskommt und die soziale Wirklichkeit der Texte widerspiegelt. Das entstandene Produkt, die auf der Buchmesse präsentierte „Bibel in gerechter Sprache“, ist ein über weite Strecken befremdliches Buch.

Schon die Reihenfolge der biblischen Bücher gibt Anlass zu kritischen Nachfragen.

Die Anordnung der Schriften Israels ist am jüdischen Kanon orientiert, es folgen die sogenannten „Apokryphen“, dann das Neue Testament. Nun hat die Reihenfolge der Schriften Israels in jüdischer und christlicher Tradition einen je eigenen Sinn: Der jüdische Kanon endet mit dem Zweiten Chronikbuch, an dessen Ende der Auftrag an Israel steht, in das Gelobte Land zurückzukehren und den Tempel wieder aufzubauen. Zu der Zeit, als die Schriften zusammengestellt wurden, lebte Israel nicht im verheißenen Land, der Tempel war zerstört. Die Verheißung hatte – und hat – hier also guten Sinn. In christlicher Tradition dagegen endet das „Alte Testament“, wie es natürlich nur hier heißt, mit dem Buch des Propheten Maleachi, an dessen Ende der wiederkommende Elia angekündigt wird. Dieser wiederum wird im Neuen Testament mit dem Johannes dem Täufer, dem Vorläufer Jesu, identifiziert. Der Übergang vom Alten zum Neuen Testament hat also auch hier einen eigenen theologischen Sinn.

Die „Apokryphen“ schließlich haben nur in christlicher Tradition einen quasi-kanonischen Status, in jüdischer dagegen nicht. Durch die Zusammenstellung und Anordnung der biblischen Bücher in der „Bibel in gerechter Sprache“ wird also ein dezidiert jüdisches Verständnis der Schriften Is-

raels als Teil einer christlichen Bibel bezeichnet, sehr oft dagegen als „Herr“. Ob uns das heute passt oder nicht, ist dabei zunächst einmal ohne Belang. Der Sprache der biblischen Autoren wird diese Übersetzung auf diese Weise jedenfalls nicht gerecht.

Wenn Luthers Formulierung „Knechte und Mägde“ durch „Skaven und Sklavinnen“ ersetzt wird, dann spiegelt das die soziale Realität der biblischen Zeiten sicher besser wider. Allerdings ist dies seit langem in allen gängigen Bibelübersetzungen Praxis und keine neue Einsicht.

Die dem christlich-jüdischen Dialog verpflichtete und zugleich geschlechtergerechte Sprache führt zu historischen Fragwürdigkeiten und Kuriositäten: Die Apostelgeschichte ist überschrieben mit „Über die Zeit der Apostelinnen und Apostel“ – obwohl in dieser Schrift ausschließlich Männer „Apostel“ heißen. In Apg 15,1 werden nicht mehr, wie es im Text heißt, die „Brüder“, sondern nunmehr die „Geschwister“ darüber belehrt, sich nicht beschneiden zu lassen – als ob es im Judentum jemals eine Beschneidung von Frauen gegeben hätte! Die „Hirten und Hirtinnen“ der Weihnachtsgeschichte wollen sehen, „was die Lebendige uns hat wissen lassen“ (statt: „die Geschichte, die uns der Herr kundgetan hat“). Aus den beiden Blinden, die in eine Grube fallen, sind „blinde Personen“ geworden, die im Straßengraben landen. Statt „Lohn“ wird jetzt „Vergütung“ verheißt. Sinnentstellend ist auch, dass aus der „Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Phari-

G wie gerecht oder der Teufel bleibt männlich

raels als Teil einer christlichen Bibel präsentiert. Das ist theologisch zumindest fragwürdig und jedenfalls kein Beitrag zum christlich-jüdischen Dialog.

Problematisch ist auch der Umgang mit den Gottesbezeichnungen. Der Gottesname soll – wiederum in Aufnahme jüdischer Tradition – vermieden werden. In einer christlichen Bibel ist dafür nur schwer ein Grund zu erkennen, denn eine solche Tradition gibt es im Christentum nicht. In jüdischer Tradition wird Gott oft als „Herr“ (hebräisch: „Adonaj“, griechisch: „Kyrios“) bezeichnet. Aber auch das wollen viele der Übersetzerinnen und Übersetzer nicht haben – nunmehr, um einem patriarchalen Gottesbild zu wehren. Stattdessen sind die Gottesbezeichnungen grau unterlegt und durch in der Kopfzeile aufgeführte Varianten ersetzbar, so zum Beispiel: „der Lebendige“, „die Ewige“ oder: „ErSie“. Dadurch ist nicht mehr erkennbar, was in den Texten selbst steht. So hat etwa Paulus Gott niemals als „die Lebendige“

säer“ „schriftgelehrte und pharisäische Gerechtigkeit“ geworden ist. Das Johannesevangelium beginnt mit: „Am Anfang war die Weisheit“ (statt: „das Wort“). Die Armen werden nur noch bei Matthäus seliggepriesen, bei Lukas dagegen „glücklich“ genannt, obwohl dahinter dasselbe griechische Wort steht. Aus dem Vaterunser bei Lukas musste der „Vater“ weichen, bei Matthäus wurde er zu „Vater und Mutter“. Dass es sich um dieselbe, für das Gottesverhältnis Jesu überaus charakteristische Gebetsanrede handelt, ist also nicht mehr erkennbar. Auch dass das von Paulus in Römer 10,9 und 1. Korinther 12,3 zitierte grundlegende Bekenntnis des Urchristentums: „Herr ist Jesus“ gibt es nicht mehr. Stattdessen heißt es nun: „Jesus ist es, zu dem wir gehören“. Die „inklusive Sprache“ (statt „Buch der Richter“: „Über die Zeit der Richterinnen und Richter“, statt „Schriftgelehrte“: „toragelehrte Frauen und Männer“) wird manchmal nicht durchgehalten: Einbrechen und stehen tun nach wie vor nur Diebe, und auch der Teufel ist männlich geblieben.

Von einer Bibelübersetzung, die mit medialem Aufwand und kirchenpräsidialem Geleitwort daherkommt, darf man erwarten, dass sie weder Original- noch Zielsprache vergewal-



Akkadischer
Dämon
Pazuzu

tigt.

Das grundlegende Problem dieser „Übersetzung“ besteht dagegen darin, dass es um eine Gerechtigkeit zuallerletzt geht: nämlich um diejenige gegenüber dem biblischen Zeugnis selbst. Für die an die Stelle des biblischen Textes tretende Ideologie wird

dagegen eine streckenweise geradezu atemberaubende

Verzerrung des exegetischen und historischen Befundes in Kauf genommen. Vielleicht hätten sich die Übersetzerinnen und Übersetzer, bevor sie sich an die Arbeit machten, darüber klar werden sollen, dass bei einer Übersetzung nicht die eigene Position, sondern diejenige der Autoren, deren Schriften man übersetzt, im Mittelpunkt zu stehen hat. Wie man über deren Weltbild und Sprache urteilt und ob man den christlich-jüdischen Dialog oder die Betonung der Geschlechtergerechtigkeit in Theologie und Kirche für wichtige Anliegen hält, sind hiervon zu unterscheidende Fragen. Sie sind jedenfalls nicht dadurch zu beantworten, dass man die Texte der Bibel, die aus einer anderen Zeit und einem anderen sozialen und kulturellen Milieu stammen, umschreibt.

Berücksichtigt werden sollte nicht zuletzt, dass die Bibel von Menschen gelesen wird, denen sie etwas bedeutet. Die „Bibel in gerechter Sprache“ erscheint dagegen als Zeugnis einer in die Jahre gekommenen Ideologie und ist für Gemeindegemeinschaft wie Privatlektüre ungeeignet.

Jens Schröter ist Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig